Samstag, 27. August 1932 281 Unterhaltungsblatt

Weshalb heißen wir Deutsche?

Von Eugen Rosenstock, Professor der Rechtsgeschichte an der Universität Breslau

Wir Deutsche sind schon ein seltsames Volk. Unsre Nachbarvölker können ohne Mühe sagen, weshalb sie so und nicht anders genannt werden. Die Engelländer tragen den Namen Angeln vor sich her, des Feltlandstammes, der aus Sachsenland hinübergang. Die Franzosen heißen francesi, français, als Bewohner von Francien; das heißt Franzose heißt jeder Bewohner, der von der Insel der Franken aus, von der berühmten Isle de France, beherrscht wird. Weshalb aber deutsch und Deutsche?

Darüber ist viel geschrieben worden. Vor hundert Jahren glaubte Jakob Grimm, der Name ziele auf das Urvolksgefühl der Deutschen, die den Gegensatz zum Latein damit hätten bezeichnen wollen. Deutsch kommt ja zweifellos von diot, diet. Das Wort kennen wir aus Dietrich, Dietleib, Dietlinde. Auch in Detmold steckt es. Es bedeutet allerdings Volk. Grimm meinte nun, deutsch heiße: volkstümlich, populär, ungelehrt.

Diese romantische Deutung vermag aber nicht zu erklären, weshalb gerade die vornehmsten Männer des achten und neunten Jahrhunderts, weshalb ein Karl der Große von sich im Jahre 801 nach der Kaisergründung stolz sagt, daß er deutsch spreche. (In dem lateinischen Erlaß heißt es: „Wir nennen das theotisce so und so.") Sie vermag weiter nicht zu erklären, weshalb Sachsen, Schwaben, Thüringer später mit diesem Namen genannt werden, nachdem man zuerst nur die Franken als Deutschsprechende bezeichnet hatte. Und vor allen Dingen ist es dann unerklärlich, weshalb dieser Ausdruck erst zur Zeit Karls des Großen aufkommt.

*

Zum erstenmal finden wir das Wort im Jahr 786, dann wieder 788. In diesen Jahren residiert Karl der Große in dem berühmten Worms und in den andern Pfalzen am Rhein. Aachen ist noch nicht gebaut. Die Kaiserwürde ist noch fern. Das fränkische Reich aber steht auf der Höhe seiner Macht. Die Franken nehmen es auch mit dem Kaiser von Byzanz auf. Sie arbeiten daran, die Führung in der ganzen Christenheit und Kirche zu übernehmen. Das sind eigentlich noch Zeiten, in denen diese Franken ihre Sprache bloß als volkstümlich und populär, als „volgare" betrachten können. Sie sind die Herren, sie geben gerade damals der unterworfenen romanischen Bevölkerung der ganzen römischen Provinz Gallien als Gebiet den Namen Franzosen, Bewohner Frankiens. Denn etwa seit 770 schränkt der Sprachgebrauch das Wort Francia, wenn es kurzweg steht, auf das alte Neustrien, also auf Westfranken ein. Diese fränkischen Herren nennen verächtlich die entstehenden romanischen Sprachen die Bauernsprache, die lingua rustica. Deutsch müßte daher geeignet sein, die Sprache des Herrenvolks zu bezeichnen. Es darf also gerade nicht noch unten „ins Volk" weisen!

Statt lingua rustica gebrauchen die Franken für die Sprache der Unterworfenen auch das Wort welsch. Der Waie (vgl. Wallijer) ist der Knecht, der Unterworfene, der Fremdstämmige. Welsch ist also die Sprache der von den Franken unterworfenen Romanen. Deutsch hingegen, das ist bei dieser Lage am Ende des achten Jahrhunderts wohl deutlich, muß die Sprache des Herrenvolks bezeichnen, eine Sprache, von der ein Karl der Große stolz sagen kann, daß er als siegreicher Frankenherrscher sie spricht.

Also kann Deutsch nicht die Sprache des einfachen Mannes oder des niedern Volkes bedeuten. Sondern wenn welsch und lingua rustica tief unten die Sprache des gemeinen Mannes bedeuten, so muß Deutsch gerade in die Höhe weisen, nach oben in die Kreise der Herrschaft der stolzen Franken. Und so ist es denn in der Tat. Es ist mir in einer Reihe von Untersuchungen gelungen, den Ursprung unsers Volksnamens „Deutsch" aufzuhellen, und das wesentliche Ergebnis dieser Forschungen ist auch bereits von Götze in Kluges Wörterbuch der deutschen Sprache angenommen worden.

*

Auf die richtige Spur bringt uns zunächst schon die Erkenntnis, daß in den ältesten Quellen der Gegensatz walahsk — diutisko stets innerhalb des fränkischen Stammes läuft. Die echten Franken sprechen deutsch, die andern Franken sind verwelscht und sprechen welsch wie die besiegten Walen. Im Moselfande unterscheidet man danach z. B. die Ortschaften nach Welsch-Steinach und Deutsch-Steinach.

Weiter führt noch die Beobachtung, daß die heutigen Rheinländer sich gerade im Gegensatz zu den verwelschten Franken kurzab Deutsche nennen. Was wir nämlich heute Rheinländer nennen, das hat gar keinen andern Stammesnamen als das Wort „deutsch". Die Bayern, die Sachsen, die Thüringer und die Schwaben, die sind Thüringer und Deutsche, Schwaben und Deutsche, Bayern und Deutsche.

Der Rheinländer hat heute zwar den Rhein als Ortsbestimmung im Namen. Aber das ist erst eine Unterbezeichnung innerhalb des „Deutschen". Will er aber seinen Stamm angeben, so muß er sich schlechtweg als Deutschen bezeichnen. Demgemäß sprechen bei Ottfried von Weißenburg in der Mitte des 9. Jahrhunderts diese Rheinländer deutsch. Deutsch sprechen demnach die unverwelschten Franken. Deshalb ist der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Er ist eben der Strom, der im unverwelschten Frankenlande fließt. Deutsch ist also der kontradiktorische Gegensatz zu wälsch. Das wird bestätigt dadurch, daß gerade die Flamen und Niederländer im altfranzösischen Rolandslied als die „deutschen" Männer bezeichnet werden. Für den normannischen Dichter sind diese deutschen Niederrheiner ein Stamm der tudesche, der neben den Sachsen und den Schwaben und den Bayern steht. „Deutsch" könnte man also auch ausdrücken durch das bekannte Wort altfränkisch, urfränkisch.

Wie kam man nun aber gerade dazu, den Altfranken und unverwelschten Franken nachzujagen, daß sie in diotisken Zungen sprechen? Nun, diot heißt in jener Zeit nicht etwa der Hause oder die Masse des Volkes, aber auch nicht einmal das friedliche Volk bei seiner Arbeit. Diot ist das im Thing versammelte Heervolk des exercitus francorum. Das ist also so etwas wie das preußische Heer unter Führung des preußischen Offizierkorps, wenn man einmal etwas Ronggleiches von heute heranziehen will. An dieses fränkische Heer schreibt der Papst damals als eine neben seinem König stehende eigne Macht. In das Kirchengebet wird eine Messe für den exercitus francorum aufgenommen.

Und das ist ja kein Wunder. Denn die Franken sind ein Heervolk, d. h. alle Verfassungseinrichtungen knüpfen an den Kriegsdienst und den Heeresrang des einzelnen Franken an. Alle Gerichte sind Kriegsgerichte. Die Sprache der Gesetze ist also die Sprache der Heeresversammlung, Kommandosprache und Gesetzessprache sind damals eins. Sie sind der Inbegriff der hochfränkischen Amtssprache. Im Diot spricht man die Sprache der Herrschaft und des Königtums. Jedes Herrenvolk konnte mithin seine Gerichts- und Thingsprache als die diutiske bezeichnen. Und in der Tat haben daher fränkische Sendboten schon 786 die bekanntgabe ihres Missionsauftrags bei den Angelsachsen, wie sie melden, nicht nur latine, sondern auch diotisk, theotisce vorgenommen. Sie schreiben nach Hause, daß man auf der kirchlichen Synode latine und im Thing theotisce geredet habe. Das entspricht auch dem Sprachgebrauch der lex Salica. Das Wort „Deutsche Zunge" ist also die gegebene Bezeichnung für das Hochfränkische und Königs-Fränkische, das kraft seines Rechtsprechungsranges der Verwelschung Widerstand leistet. Das Frankenrecht und der Frankenbefehl haben die Sprache der Franken zu adeln vermocht!

*

Von hier aus erklärt sich der Siegeszug des Volksnamens deutsch zu den andern Stämmen. In Gallien heißt es z. B. 813 einmal von den salfränkischen Adligen und Königsbauern, die einwanderten, daß sie „theotisce" sprächen und nicht die lingua rustica. Die Italiener nennen seit der Karolingerzeit die Nordleute Tedeschi, denn fränkische Heere erobern das Land. Im Osten aber kennzeichnet das Vordringen des Wortes theotisce den Siegeslauf des fränkischen Rechts und des fränkischen Heeres. Denn alle diese Stämme werden in das Frankenheer eingegliedert. Alle diese Stämme treten unter das hochfränkische Kommando und unter das hochfränkische Recht. Alle diese Stämme werden Heeresgenossen des siegreichen Frankenstammes. Wer dann Deutsch spricht, der teilt Recht und Heeresgemeinschaft mit dem Sieger. In der Karolingerzeit sprechen nur die Franken selber die Königssprache und das Königsrecht, aber schon damals beginnt ein Wettlauf aller unterworfenen Stämme, an der Ehre des Fränkischen durch die gleichberechtigte Eingliederung in das fränkische Heer teil zu bekommen. Zum Beispiel fällen bayrische und sächsische Edelinge das Urteil über den abtrünnigen Bayernherzog nach deutschem, d. h. also, wie wir nun wissen, nach heeresfränkischem Recht. An diese epochemachende Mitwirkung nichtfränkischer Urteiler im Prozeß gegen Tassilo von Bayern hat sich daher meine Entdeckung der Zusammenhänge knüpfen lassen. Hier ließ sich nämlich beweisen, daß deutsch amtsfränkisch und heerfränkisch bedeute und trotzdem übergreifen könne auf andre Stämme.[1]

Deutsch ist also ein Wort des Stolzes und soll allen in das fränkische Heer eingereihten Stammesgenossen das Gefühl der Ebenbürtigkeit mit dem Vorstamm gewähren.

*

Wir halten kein geringes Ergebnis in Händen. Denn wir sehen nun eine ganze Kette von Zusammenhängen enträtselt. Weshalb gerade die Niederländer heute noch auf englisch dutch — bei sich selber duitsch — heißen, ist jetzt ebenso erklärt wie die besondere Bedeutung des Wortes deutsch in den Rheinlanden. Aus dem Herrschaftshinweis alles Fränkischen erhellt vielleicht auch die eigenartige Färbung des Wortes „altfränkisch", für das man ja auch heute noch keineswegs ebensogut „altbayrisch" oder „altsächsisch" sagen könnte! Auf sächsischem Boden ist übrigens vielleicht Detmold schon sächsische Verderbnis eines fränkischen Thiotmalli, also eines Wortes des herrschenden Stammes! Denn auch sonst wandern damals gerade die Ortsnamen der Franken.

Wir sehen mithin im Frankenreich Verhältnisse, wie sie in Österreichs Kommandosprache bis 1918 obgewaltet haben und von denen Grillparzer noch 1848 singen konnte: „Die Gott als Slav und Magyaren erschuf / Sie streiten im Worte nicht hämisch, / Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf, / Denn: Vorwärts ist ungrisch und böhmisch."

Das Kaiserhaus Österreich hat eben die Eigenart des Reiches Karls des Großen und seiner Kriegsheeresverfassung zäh festgehalten.[1] Hat es doch auch den Namen des „Reiches" im eignen Namen Österreich treu bewahrt, als Ostland des Reiches der Franken.

*

Den weitesten Ausblick gewahrt aber die neue Deutung des nationalen Namens, wenn man nun auf die Franzosen hinüberblickt. Dann enthüllt sich die Zwillingsgemeinschaft der beiden großen Nationen. Franzose ist der Einwohner des von den Franken beherrschten Landes. Deutscher ist der Heergenosse des fränkischen Heeres. Beide Völker, Franzosen und Deutsche, sind also Erben des Frankenreichs Karls des Großen, auch in ihren nationalen Bezeichnungen. Franzosen und Deutsche stammen beide aus dem 8. und 9. Jahrhundert.

Beide sind Erben, aber beide betonen etwas andres an der fränkischen Erbschaft. Die Franzosen einigt die douce France, die Frankenerde. Die Deutschen einigt Rechts- und Heeresgemeinschaft! Geist volle Beobachter haben die verschiedene Art des Patriotismus beider Nationen oft betont. Die Namenswahl bestätigt, daß von verschiedenen Gewalten Welsche und Deutsche ergriffen werden wenn sie zur Nation finden!

Beide sind keine Franken. Denn Franzosen ist nicht etwa dasselbe wie der Franzos, sondern Franzosen heißt nur der in Francien Wohnende. Das ist weniger als Franzos, aber es ist immerhin mehr als Waie oder Wälscher, mehr auch als Rustieus! Auch der Deutsche ist nicht der Franke, sondern er ist nur der sich der Sprache des Franken, der im Frankenreich gesprochenen Junge Bedienende. Das ist weniger als Franke aber es ist immer noch mehr als z. B. Late oder Slave. Es bedeutet die volle Heeresfreiheit, die den unterworfenen Stämmen zugebilligt wird; da, wo der Late z. B. bei den Sachsen, gerade den unterworfenen, besiegten Halbfreien be

[1] Unser Volksname Deutsch und die Aufhebung des Herzogtums Bayern in Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkstunde 29 (1928) 1 bis 66.

[1] Darüber siehe meine Rede Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft Breslau 1932.

Eingriff in fr

Von Will

Einmal hatte ich mit einem Millionär Mitleid. Der Mann bekam täglich einen Stoß Bettelbriefe. Das hatte im Laufe Jahre sein Verhältnis zu den Mitmenschen schlimm verschobe Vielleicht war er früher ein harmloser, hilfsbereiter Mensch gewesen. Als ich ihn kennenlernte, war es schon um ih geschehen. Der Mann sagte eines Tages zu mir, über ei Häufchen von Bettelbriefen hinweg: „Ich will nicht helfen. Ich will lieber meiner Gelieben für einen Hunderter Veilche kaufen als irgendwo für zehn Mark Schicksal oder rettende Engel spielen. Das kommt mir nicht zu." Er sah nicht schö aus, als er das sagte. Er biß die Kinnladen zusammen un runzelte die Brauen.

An dieses Wort dachte ich oft. Häufig geschah das im Stim voller Zustimmung. Wie steht es denn um das, was ma gemeinhin „helfen" nennt? Man springt plötzlich aus seine Leben heraus und in ein andres hinüber. Was dabei geschieht ist zunächst: man fälscht dieses andre Leben. Man sagt ih eine Spritze Illusion in den Leib. Man durchkreuzt seine Eige gesetzlichkeit. Man schiebt es aus seiner Bahn, man filzt eine Fremdkörper, sei es Geld, sei es ein „guter Rat", in dies andre Leben hinein, mit dem Erfolg, daß es so krank blei wie vorher.

*

Denn Hilfe sollte doch Heilung sein, die ein ertrankte abhängig gewordenes Leben wieder vollkommen aus eigne Fü stellt. Der Bettler bettelt mich zwar bloß um einige Pfenni an. Aber was er braucht, ist in Wirklichkeit Heilung seine ganzen verschobenen Daseins. Sonst kehrt d Zwang, um Pfennige zu betteln, am nächsten Tag wieder. E andrer will nur einen guten Rat von mir. Aber was brauchr, ist ein Umlenken jener Tendenzen in ihm, die ihn die Ratbedürftigkeit getürzt haben. Es sind doch fast immer Dauer-Ursachen, die ein Leiden verderben, nicht abgezirkelte Unglücksfälle. Ihre Beseitigung allein bedeutet Hilfe. Mein Almosen und mein Rat leisten das nicht. Sie machen den Sprung in die Gesundung, d. h. in die neue Selbständigkeit nur schwerer.

Es gibt eine ernste Problematik des Helfens.

*

Lassen wir einmal die Geldhilfe beiseite: Woher soll ich wissen, ob sich mein „guter Rat" organisch in das fremde Leben einbaut? Vieles Gute und Bekömmliche läßt sich raten, aber nicht jedes ist jedem gut. Gedeiht zum Beispiel mein eigne Leben gut in der Einsamkeit, wer sagt mir, ob der vor mir Stehende nicht gerade am gegenwärtigen Punkt seiner Bahn die vielfältige Berührung mit den Menschen braucht? Finde ich in den dichterischen Erzeugnissen, die mir ein junger Mann vorlegt, keinen objektiven Wert: Wer sagt mir, ob der Verfasser nicht diese Hervorbringungen in seinem geistigen Haushalt aus biologischen Gründen dringend nötig hat? Und ob ich ihn in einen schweren Fehler begehe, wenn ich sie ihm widerrate?

Weiterhin: Wer gibt mir Gewähr, ob ich nicht durch meine Hilfe gerade das Schlimme, Törichte, Schädliche am andern unterstütze? Tue ich dem Hilfesuchenden nicht unter Umständen einen größern Dienst durch Versagen als durch Gewähren? Wo in die einer gerät, kann der wichtige, belehrende Widerstand se

Psychoanalyse

Von Wendelin

Geh' aus mein Herz und suche — Freud!

Ich mußte den ganzen Sommer in dem kleinen Waldhotel bleiben. Eine ziemlich schäbige Gastwirtschaft. Altes Haus. Kein fließendes Wasser. Niedrige Zimmer mit schmalen, harten Betten. Mäßige Verpflegung. Bedienung eigentlich gar keine. Aber billig, sehr billig. Und der schöne Buchenwald direkt vor der Tür und ein hübscher Weg durch die Wiesen ins nächste Dorf. Berge in weiter Ferne. Abends schimmerten immer zehn Nadeln. Als sie einmal aus Versehen die erste schon halb gestrickt hatte, wurde sie feuerrot und zog die Maschen wieder auf. Als sie meinen fragenden Blick auffing, wurde sie noch röter und sagte entschuldigend: „Der Professor hat gesagt, ich solle nicht mehr als zehn am Tag stricken." Dann ging sie wieder bis zur Präsidentenbuche, aber nachmittags ohne Buch, und blickte gelassen eine halbe Stunde lang über das Wiesental hin. Abends schrieb sie etwas in ein blaues Heft — es sah wie ein Tagebuch aus.

Jeden zweiten Sonntag kam ihr Mann zu Besuch mit dem Töchterchen. Wirklich ein reizendes Kind mit den hellblonden Zöpfen, den strahlenden blauen Augen und der kecken Stupsnase. Unbeschwert und vergnügt. Ein bißchen schnippisch. Es

Modische Narreteien

Von Herbert Günther

Modeworte hat es immer gegeben. Nicht immer aber dran sie so ungehindert bis zur „Sprache" der Schreibenden gegenwärtig. Da ist z. B. das Wort „zauberhaft". „Zauberhaft" ist sein schon nicht mehr zünftiger Bruder). Daß nicht im Duden steht, wäre noch nicht das Schlimmste, obgl es ein hübsches Wort ist, das diese Mißachtung nicht verdie Viel schlimmer ist, daß es dafür, außer im Duden, überall ist. Im Augenblick ist einfach alles „zauberhaft". Warum n Sind wir im Drang nach Sachlichkeit so nüchtern geworden

…r Deutsche?

…hichte an der Universität Breslau

…ichnet werden. Für den normannischen Dichter sind …en Niederrheiner ein Stamm der tiudeschi, der …Sachsen und den Schwaben und den Bayern steht. … könnte man also auch ausdrücken durch das be… …l a: tiränkisch, urfränkisch.

…man nun aber gerade dazu, den Altfranken und un… …Franken nachzusagen, daß sie in diotisken Zungen …tun, das heißt in jener Zeit nicht etwa der Hause …ssie des Volkes, aber auch nicht einmal das friedliche …iner Arbeit. Diot ist das im Thing ver… …r Heervolk des exercitus francorum. Das ist …as wie das preußische Heer unter Führung des …Offizierkorps, wenn man einmal etwas Ranggleiches …heranziehen will. An dieses fränkische Heer schreibt …amals als eine neben seinem König stehende eigne … das Kirchengebet wird eine Messe für den …ancorum aufgenommen.

…ist ja kein Wunder. Denn die Franken sind …volk, d. h. alle Verfassungseinrichtungen knüpfen …gsdienst und den Heeresrang des einzelnen Franken …erichte sind Kriegsgerichte. Die Sprache der …ist also die Sprache der Heeres… …lung. Kommandosprache und Gesetzessprache sind …. Sie sind der Inbegriff der hochfränkischen Amts… …n Diot spricht man die Sprache der Herrschaft und …ms. Jedes Herrenvolk konnte mithin seine Gerichts… …prache als die diutiske bezeichnen. Und in der Tat …r fränki[illegible] Sendboten schon 786 die Bekanntgabe …onsauftr[illegible] den Angelsachsen, wie sie melden, …tine, sondern auch diotisk, theotisce vorgenommen. …n nach Hause, daß man auf der kirchlichen Synode … im Thing theotisce geredet habe. Das entspricht … Sprachgebrauch der lex Salica. Das Wort …e Zunge" ist also die gegebene Bezeichnung für …ränkische und Königs-Fränkische, das …Rechtsprechungsranges der Verwelschung Widerstand … Frankenrecht und der Frankenbefehl haben die …r Franken zu adeln vermocht!

*

… aus erklärt sich der Siegeszug des Volksnamens …den andern Stämmen. In Gallien heißt es z. B. … von den salfränkischen Adligen und Königsbauern, …derten, daß sie „theotisce" sprächen und nicht die …ica. Die Italiener nennen seit der Karolingerzeit die …Tedeschi, denn fränkische Heere erobern das Land. …a aber kennzeichnet das Vordringen des Wortes …en Siegeslauf des fränkischen Rechts …fränkischen Heeres. Denn alle diese Stämme …das Frankenheer eingegliedert. Alle diese Stämme …t das hochfränkische Kommando und unter das hoch… …recht. Alle diese Stämme werden Heeresgenossen des …Frankenstammes. Wer dann Deutsch spricht, der teilt …Heeresgemeinschaft mit dem Sieger. In der Karo… …prechen nur die Franken selber die Königssprache und …recht, aber schon damals beginnt ein Wettlauf aller …nen Stämme, an der Ehre des Fränkischen durch die …igte Eingliederung in das fränkische Heer teil zu … Zum Beispiel fällen bayrische und sächsische Edel… …Urteil über den abtrünnigen Bayernherzog nach …m, d. h. also, wie wir nun wissen, nach heeres… …hem Recht. An diese epochemachende Mitwirkung …her Urte[illegible] im Prozeß gegen Tassilo von Bayern …her me[illegible]tdeckung der Zusammenhänge knüpfen …t ließ s[illegible]ntlich beweisen, daß deutsch amtsfränkisch …änkisch bedeute und trotzdem übergreifen könne auf …mme.[1]

…ch ist also ein Wort des Stolzes und soll …as fränkische Heer eingereihten Stammesgenossen das … Ebenbürtigkeit mit dem Vorstamm gewähren.

*

…ten kein geringes Ergebnis in Händen. Denn wir … eine ganze Kette von Zusammenhängen enträtselt. …erade die Niederländer heute noch auf englisch dutch … selber duitsch — heißen, ist jetzt ebenso erklärt wie …re Bedeutung des Wortes deutsch in den Rhein… …us dem Herrschaftshinweis alles Fränkischen erhellt …ch die eigenartige Färbung des Wortes „altfränkisch", …an ja auch heute noch keineswegs ebensogut „alt… …oder „altsächsisch" sagen könnte! Auf sächsischem …übrigens vielleicht Detmold schon sächsische Verderbnis …ischen Thiotmalli, also eines Wortes des herrschenden … Denn auch sonst wandern damals gerade die Orts… …Franken.

…en mithin im Frankenreich Verhältnisse, wie sie …reichs Kommandosprache bis 1918 obgewaltet haben …nen Grillparzer noch 1848 singen konnte: „Die Gott …und Magyaren erschuf / Sie streiten im Worte nicht …Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrn… …nn: Vorwärts ist ungrisch und böhmisch."

…iserhaus Österreich hat eben die Eigenart des …arls des Großen und seiner Kriegsheeresverfassung zäh festgehalten.[1] Hat es doch auch den Namen des „Reiches" im eignen Namen Österreich treu bewahrt, als Ostland des Reiches der Franken.

*

Den weitesten Ausblick gewährt aber die neue Deutung des nationalen Namens, wenn man nun auf die Franzosen hinüberblickt. Dann enthüllt sich die Zwillingseigenschaft der beiden großen Nationen. Franzose ist der Einwohner des von den Franken beherrschten Landes, Deutscher ist der Heergenosse des fränkischen Heeres. Beide Völker, Franzosen und Deutsche, sind also Erben des Frankenreichs Karls des Großen, auch in ihren nationalen Bezeichnungen. Franzosen und Deutsche stammen beide aus dem 8. und 9. Jahrhundert.

Beide sind Erben, aber beide betonen etwas andres aus der fränkischen Erbschaft. Die Franzosen einigt die douce France, die Frankenerde. Die Deutschen einigt Rechts- und Heeresgemeinschaft! Geistvolle Beobachter haben die verschiedene Art des Patriotismus beider Nationen oft betont. Die Namenwahl bestätigt, daß von verschiedenen Gewalten Welsche und Deutsche ergriffen werden, wenn sie zur Nation finden!

Beide sind keine Franken. Denn Franciscus ist nicht etwa dasselbe wie der Francus, sondern Franciscus heißt nur der in Francien Wohnende. Das ist weniger als Francus, aber es ist immerhin mehr als Wale oder Wälscher, mehr auch als Rusticus! Auch der Deutsche ist nicht der Franke, sondern er ist nur der sich der Sprache des Franken, der im Frankendiot gesprochenen Zunge Bedienende. Das ist weniger als Franke, aber es ist immer noch mehr als z. B. Late oder Slave. Es bedeutet die volle Heeresfreiheit, die den unterworfenen Stämmen zugebilligt wird; da, wo der Late, z. B. bei den Sachsen, gerade den unterworfenen, besiegten Halbfreien bezeichnet, wird mit diutisk die klare Angliederung an das Vollrecht der Sieger ausgesprochen. So rissen sich die Stämme darum, dieses Namens deutsch teilhaftig zu werden.

Übrigens erhellt von hier aus auch, weshalb sich die Sachsen selbst erboten, Christen zu werden. Damit gerade erzwangen sie ihren Eintritt in den christlichen Reichsverband der Franken. Der spätere Rechtssatz: „Die Deutschen sollen mit Recht den König kiesen" ist also nur eine „deutsche", d. h. eine auf das fränkische Heer gemünzte Übersetzung des alten römischen Rechtssatzes: exercitus facit imperatorem. Das Heer macht den Kaiser.

*

Im Heeresverband lagen die politischen Rechte beschlossen. Hier war Wahl- und Stimmrecht beheimatet. Auch hier hat Österreich die alte „deutsche" Reichsverfassung am längsten repräsentiert; wenn Grillparzer Radetzkys Heer besingt:

> „In deinem Lager ist Österreich,
> wir andern sind einzelne Trümmer",

so hätte dieser Vers auch 900 von den zersplitterten Stammesgenossen im Blick auf das fränkische Heer deutscher Zunge gesagt werden können. Es ist für den deutschen Volkscharakter bis heute charakteristisch geblieben, daß er den persönlichen Anschluß an die herrschende deutsche Kultur in den Vordergrund rückt gegenüber den rein räumlichen Wohnverhältnissen. Das Deutschtum greift überall weit hinaus über irgendwelche natürliche Grenzen der Erdoberfläche. In dieser Grenzenlosigkeit des deutschen Volkstums spiegelt sich also noch einmal der Missionscharakter des fränkischen Heeres und der hochfränkischen Amts- und Königssprache, der deutschen Zunge.

Ein Dichter hat diesen Kern und diese Schwierigkeit schön gedeutet. Und die Forschung bestätigt sein Ahnen. Hans Johst läßt Georg von Frundsberg zu Karl V. sagen: „Deutschland — keiner weiß, wo es anfängt, keiner, wo es aufhört. Es hat keine Grenzen, Herr, in dieser Welt … Man hat es im Herzen, oder man findet es nirgend und nie."

… Volksname Deutsch und die Aufhebung des Herzog… …ern in Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für … 29 (1928) 1 bis 66.

[1] Darüber siehe meine Rede Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft. Breslau 1932.

Eingriff in fremdes Schicksal

Von Wilhelm Michel

Einmal hatte ich mit einem Millionär Mitleid. Der Mann bekam täglich einen Stoß Bettelbriefe. Das hatte im Lauf der Jahre sein Verhältnis zu den Mitmenschen schlimm verschoben. Vielleicht war er früher ein harmloser, hilfsbereiter Mensch gewesen. Als ich ihn kennenlernte, war es schon um ihn geschehen. Der Mann sagte eines Tages zu mir, über ein Häufchen von Bettelbriefen hinweg: „Ich will nicht helfen. Ich will lieber meiner Geliebten für einen Hunderter Veilchen kaufen als irgendwo für zehn Mark Schicksal oder rettender Engel spielen. Das kommt mir nicht zu." Er sah nicht schön aus, als er das sagte. Er biß die Kinnladen zusammen und runzelte die Brauen.

An dieses Wort dachte ich oft. Häufig geschah das im Sinn voller Zustimmung. Wie steht es denn um das, was man gemeinhin „helfen" nennt? Man springt plötzlich aus seinem Leben heraus und in ein andres hinüber. Was dabei geschieht, ist zunächst: man fälscht dieses andre Leben. Man jagt ihm eine Spritze Illusion in den Leib. Man durchkreuzt seine Eigengesetzlichkeit. Man schiebt es aus seiner Bahn, man filzt einen Fremdkörper, sei es Geld, sei es ein „guter Rat", in dieses andre Leben hinein, mit dem Erfolg, daß es so krank bleibt wie vorher.

*

Denn Hilfe sollte doch Heilung sein, die ein erkranktes, abhängig gewordenes Leben wieder vollkommen auf eigne Füße stellt. Der Bettler bettelt mich zwar bloß um einige Pfennige an. Aber was er braucht, ist in Wirklichkeit Heilung seines ganzen verschobenen Daseins. Sonst kehrt der Zwang, um Pfennige zu betteln, am nächsten Tag wieder. Ein andrer will nur einen guten Rat von mir. Aber was er braucht, ist ein Umlenken jener Tendenzen in ihm, die ihn in die Ratbedürftigkeit gestürzt haben. Es sind doch fast immer Dauer-Ursachen, die ein Leben verderben, nicht abgezirkelte Unglücksfälle. Ihre Beseitigung allein bedeutet Hilfe. Mein Almosen und mein Rat leisten das nicht. Sie machen den Sprung in die Gesundung, d. h. in die neue Selbständigkeit nur schwerer.

Es gibt eine ernste Problematik des Helfens.

*

Lassen wir einmal die Geldhilfe beiseite: Woher soll ich wissen, ob sich mein „guter Rat" organisch in das fremde Leben einbaut? Vieles Gute und Bekömmliche läßt sich raten, aber nicht jedes ist jedem gut. Gedeiht zum Beispiel mein eignes Leben gut in der Einsamkeit, wer sagt mir, ob der vor mir Stehende nicht gerade am gegenwärtigen Punkt seiner Bahn die vielfältige Berührung mit den Menschen braucht? Finde ich in den dichterischen Erzeugnissen, die mir ein junger Mann vorlegt, keinen objektiven Wert: Wer sagt mir, ob der Verfasser nicht diese Hervorbringungen in seinem geistigen Haushalt aus biologischen Gründen dringend nötig hat? Und ob ich nicht einen schweren Fehler begehe, wenn ich sie ihm widerrate?

Weiterhin: Wer gibt mir Gewähr, ob ich nicht durch meine Hilfe gerade das Schlimme, Törichte, Schädliche am andern unterstütze? Tue ich dem Hilfesuchenden nicht unter Umständen einen größern Dienst durch Versagen als durch Gewähren? Not, in die einer gerät, kann der wichtige, belehrende Widerstand sein, den das Schicksal selbst ihm zugedacht hat, damit er weiterkomme. Prelle ich ihn nicht geradezu um einen Teil seiner „Erfahrungen", indem ich ihm beispringe? „Das kommt mir nicht zu", sagte jener arme reiche Mann. Ja, in der Tat, ich maße mir etwas an, indem ich helfe. Ich breche quer in Zusammenhänge ein, die eine große objektive Würde und für den Betroffenen selbst eine unabsehbare Heilbedeutung haben können. Man soll vorsichtig mit dem Helfen sein, verlautete jüngst von theosophischer Seite, um nicht das Karma dessen zu stören, dem man hilft. Wenn Nietzsche ausruft: „Wo in der Welt geschehen größere Torheiten als bei den Mitleidigen?", so sagt er das mit dem Blick auf das große, objektive Weltgeschehen, in dem der Mensch, dem ich helfe, als Ganzes verworfen sein kann, ein überlebtes, untergangswürdiges Geschöpf. Wer hat jenen Gedanken: „Was fällt, das soll man auch noch stoßen", nicht schon gedacht?

*

Eine unbequeme Frage schiebt sich ein: Wenn ich das Dilettantische dessen, was man gemeinhin „helfen" nennt, so klar einsehe, warum greife ich denn mit meiner Hilfe nicht tiefer? Warum helfe ich dem Hilfesuchenden nicht ernstlich zu jener gründlichen Gesundung seines Lebens, die ich als das wahre Ziel des Helfens erkannt habe? Warum gehe ich nicht über das Almosen (Geld oder Rat) hinaus, trete verantwortend in das fremde Leben ein, eigne mich ihm völlig zu, so daß ich echt in ihm und mit ihm handeln kann?

Der Weg ist zu weit. Diese Hilfe würde mein ganzes Leben verschlingen. Ich müßte mich völlig in sie hingeben. Und das gerade will ich nicht. Ich begreife mit einmal, daß das Almosen, das ich gebe, eine für mich wohltätige Abkürzung ist. Es ist ein Loskauf von der Verpflichtung zur wahren Hilfe. Warum setzt mich jeder Bettler in Verlegenheit, einerlei, ob ich ihn beschenke oder nicht? Weil er mir zu fühlen gibt: Dieser Mensch braucht Heilung seines ganzen Lebens; aber Leben kann nur durch Leben geheilt werden; er beansprucht also den vollen Einsatz meiner Mittel und meines Daseins; dazu bin ich nicht bereit; ich versage mich ihm und kaufe mich von seinem Anspruch, den ich selbst anerkenne, durch das Almosen los. Ein schlechter, ein elender Handel, den ich in aller Öffentlichkeit vernehmen muß und der mich daher in der schrecklichsten Weise bloßstellt.

Nicht nur mich, sondern auch ihn. Er selbst bietet mir ja seiner Torheit diesen Handel an. Er zeigt seine Hilfsbedürftigkeit, indem er sich an den Weg setzt und bettelt. Aber er zeigt zugleich, daß er nicht wirklich geholfen haben will. Er will in seinem kranken, faulen Leben bleiben. Er verlangt „Unterstützung", aber nur für das Träge, Zynische und Dumme in seiner Existenz, nicht für wirklichen Gesundungswillen. Er verschachert an mich etwas, ich verschachere an ihn etwas, beide Male dasselbe: das gemeinsame Menschentum.

*

Es ist hier nicht von der unpersönlichen Hilfe die Rede, wie sie sich etwa in der modernen öffentlichen Wohlfahrtspflege darstellt. Sie versucht das Helfen jenen größern, geschwungenern Weg zu führen, wo es mehr wird als Almosen. Es ist hier nur vom Eintreten des einzelnen, privaten Menschen in die Helfersituation die Rede, also von jener Lage, die sich für jeden täglich wiederholt und die überall da gegeben ist, wo ich mich angemutet fühle, mich um fremde Not, um geistige oder materielle Hilfsbedürftigkeit zu kümmern. Diese Lage ist es, welche die Fragwürdigkeit des Helfens vor mich als den im Augenblick Angeredeten hinstellt und mir die Zweifel aufdrängt, von denen gesprochen wurde.

*

Aber am Ende aller Zweifel tritt ein neuer Gedanke ein.

Es kommt mir nicht zu, in einem fremden Leben, noch dazu auf vermutlich dilettantische Weise, Schicksal zu spielen, sagt mein vom Helfen abgeschreckter Gewährsmann. Das klingt in seiner trotzigen Bescheidenheit nicht schlecht. Aber ist es wirklich …

…n Nadeln. Als sie einmal aus Versehen die elfte … gestrickt hatte, wurde sie feuerrot und zog die …ieder auf. Als sie meinen fragenden Blick auffing, …noch röter und sagte entschuldigend: „Der Professor … ich solle nicht mehr als zehn am Tag stricken." …g sie wieder bis zur Präsidentenbuche, aber nach… …me Buch, und blickte gelassen eine halbe Stunde … das Wiesental hin. Abends schrieb sie etwas in ein …t — es sah wie ein Tagebuch aus.

…weiten Sonntag kam ihr Mann zu Besuch mit dem … Wirklich ein reizendes Kind mit den hellblonden …

Modische Narreteien

Von Herbert Günther

Modeworte hat es immer gegeben. Nicht immer aber drangen sie so ungehindert bis zur „Sprache" der Schreibenden wie gegenwärtig. Da ist z. B. das Wort „zauberhaft" („bezaubernd" ist sein schon nicht mehr zünftiger Bruder). Daß es nicht im Duden steht, wäre noch nicht das Schlimmste, obgleich es ein hübsches Wort ist, das diese Mißachtung nicht verdient. … außer im Duden überall steht …

Samstag, 2…

De…
über die…
Zu…